

PHILIPP MAGER

Die Frau im weißen Poncho

Roman

Rote Katze Verlag

PHILIPP MAGER

Die Frau im weißen Poncho

Roman



Rote Katze
VERLAG

Epilog statt Prolog

Der Mann ist nicht gesichert. Er ist untersetzt und hat lange schwarze Haare, die offen im Wind flattern. Wenn er sich bückt, um die Dachpfannen aufzuheben, sieht man den Ansatz seines nackten Hinterns, das sogenannte Maurerdekollété. Ihm zuzusehen, und dabei ruhig und sicher am Küchenfenster zu stehen, bereitet mir ein wohliges Schauergefühl. Eine falsche Bewegung und er ist tot. Er legt fünf Dachpfannen aufeinander und trägt sie über den First auf die andere Seite des Daches. An einigen Stellen ist das Gerippe des Dachstuhls bereits freigelegt. Ein mühsames Geschäft, noch dazu lebensgefährlich. Aber auch ich hätte draufgehen können, hätte ich im falschen Moment das Licht angemacht. Das Brüderpaar Jens und Uwe Fratzscher hat sich die Dachstühle der Seitenflügel dieses Hauses gekauft und seit kurzem ist klar, was sie daraus machen wollen: Dachterrassen. Dies ist Charlottenburg, dies ist die Knesebeckstraße, ein sogenanntes Filetstück, und das ganze Areal boomt. Meine Wohnung liegt im vierten Stock des linken Seitenflügels und über mir ist das Dach vorgestern schon abgeräumt worden. In der Nacht nach dem Abdecken hat ein böses Schicksal gewollt, dass es regnet. Die offensichtlich stümperhaften Schutzmaßnahmen haben das Wasser nicht aufhalten können. Daran erinnern mich die rostfarbenen Wasserflecken an den Wänden in meiner Wohnung. Es sieht aus wie auf den alten Landkarten, die im Arbeitszimmer meines Vaters hängen. Außerdem ist mir dieser atemberaubende Geruch geschenkt worden von den Brüdern: Erben einer Firma für Sanitärartikel. Gestern am Morgen, als ich wach wurde, ist das Wasser an den Wänden heruntergelaufen. Ich habe etwas gemacht, was ich noch nie gemacht habe: Ich habe die Polizei gerufen. Nun stehe ich in geschäftlicher Verbindung mit den Fratzschers, habe mit der Feuersozietät zu tun. Miet-

minderung geht nicht, weil der Schaden nicht vom Vermieter verursacht worden ist. Pech. Hinter mir beginnt der Wasserkessel zu pfeifen. Ich klemme die gerade angemachte erste Zigarette des Tages in den Aschenbecher auf dem Küchentisch, trete an den Herd und drehe das Gas ab. Im selben Moment klingelt das Telefon. Ich schaue auf die Uhr: noch nicht mal acht, wer ruft so früh an? Normalerweise liege ich um die Uhrzeit noch im Bett. Das Klacken der aufeinander gelegten Dachpfannen hat mich geweckt. Ich habe noch nicht mal Kaffee getrunken und überlege, ob ich überhaupt rangehen soll. Aber die Hartnäckigkeit des anderen lässt erkennen, dass das Gespräch wichtig sein könnte, also hebe ich ab und sage mit einer vom Schlaf noch belegten Stimme, „Hallo“ in den Hörer, während ich mit der freien Hand den Kessel vom Herd nehme und den Kaffee aufgieße.

„Ja, hier ist Frank Zeppelin“, sagt eine bekannte Stimme am anderen Ende der Leitung.

„Hallo Frank, grüß’ dich.“

„Wie geht’s Dir?“ .fragt er

„Nicht besonders“, sage ich, „ich habe einen Wasserschaden in der Wohnung.“

„Oh“, seufzt er anteilnehmend, „das ist übel.“

Ich erzähle ihm den Hergang der Ereignisse. Davon, dass praktisch meine ganzen Bilder und Drucke weg sind, erzähle ich ihm nichts.

„Ich habe gehört“, sagt er, „du warst mit Nona Harms zusammen.“

„Ja, war ich, aber nur ein halbes Jahr lang.“

„Die hat sich umgebracht.“

Ich schaue in den Kaffeefilter: ein schwarzer Krater, in welchem langsam die Flüssigkeit versickert. Das Kaffeepulver hat sich am Rand des Trichters abgelagert, Blasen bilden sich, es riecht frisch und lebendig. Ein hoher Ton entsteht in meinem linken Ohr, wird lauter, geht in Rauschen über.

Ich setze den Kessel auf den Herd zurück, lasse mich auf den Küchenstuhl sinken und frage: „Wann?“

„Vor zwei Tagen. Ihre Mutter hat mich angerufen.“

In diesem Moment zähle ich die Rillen des Aschenbechers vor mir auf dem Tisch. Von der Zigarette wirbelt Rauch auf, dann beruhigt er sich und steigt in einem weißen Faden zur Decke. Ich weiß nicht, mit welchen Worten ich meinem Gefühlschaos Ausdruck geben soll, und schweige.

„Hast du gewusst, dass sie Depressionen hatte?“ fragt Zeppelin nach einer Weile.

„Ich hab’ sie für neurotisch gehalten.“

„Ihre Mutter hat von Depressionen gesprochen.“

Ich fasse mir in den Nacken, um ihn zu kratzen. „Woher weißt du, dass ich mit Nona zusammen war?“

„Alexandra hat es mir erzählt.“

„Ich hab’ ihr manchmal den Tod gewünscht“, sage ich leise.

„Ja, ich kenne sowas“, sagt Zeppelin.

„Vor vier Tagen hat sie mich noch angerufen, ich habe einfach aufgelegt.“

„Du bist nicht schuld an ihrem Tod“, sagt Zeppelin plötzlich, als könne er Gedanken lesen.

„Woher weißt du das?“

„Es hat an ihren Depressionen gelegen.“

Zeppelin schlägt ein Treffen in der Radierwerkstatt der Kunsthochschule vor. „In einer Stunde?“

„Okay“, sage ich, „ich komme.“

„Tschüss“, sagt er.

„Tschüss“, sage ich und lege auf, mache meine Zigarette aus und zünde mir die nächste an. Im Bauch rumort es. Ich muss aufs Klo. Durchfall.

In einem Traum der vergangenen Nacht hat Zeppelin auf einem Fuhrwerk gesessen und auf den Rücken eines roten Pferdes eingeweitscht. Mehrmals hat er mit dem Wagen die in einer Art Manege zusammengedrückte Menge seiner

Schüler umrundet. Nona hat sich aus der Menge der Schüler gelöst und ist auf das Fuhrwerk aufgesprungen. Sie hat Zepelin erst kurz umarmt und sich dann vor das Joch auf seine Füße gelegt. Das Peitschenknallen hat sich mit dem Klacken der aufeinander gelegten Dachpfannen verbunden, und ich bin aufgewacht, nass von Schweiß.

Ich rufe Johann an. Johann ist gerade bei der Arbeit. Er bastelt, während ich erzähle, was passiert ist, weiter an seinen Objekten. „Das ist der Hammer“, sagt er. Dann bekommt er einen Hustenanfall. Ich warte bis es vorbeigeht. Da es nicht vorbeigeht, lege ich auf. Als das Telefon kurz darauf klingelt, hebe ich nicht ab.

Von draußen fällt das Licht des Früh-Frühlings in meine Küche. Das Jahr hat den Zeitpunkt erreicht, in welchem der Sonnenwinkel zur gleichen Lichtweicheit führt, wie im Herbst. Ein milder Winter geht langsam in den Frühling über. Durch den tiefblauen Himmel turmt ein übergewichtiger Mann mit langen schwarzen Haaren. Ich werde das Rot der Dachpfannen vermissen, besonders im Kontrast zu solchen Himmeln. Das Gerippe des Dachstuhls überspannt sinnlos das Haus. Wie hat sie sich umgebracht? Mein Ohr vernimmt das Klacken der Dachziegel sogar durch das stetige Rauschen, mein Auge registriert die schweren Tritte des Mannes auf der Schräge sogar durch den Tränenschleier. Wenn er jetzt abstürzen würde, ich wäre nicht überrascht.

In der Wohnung gegenüber hat nun eine junge Frau, nur mit einem Schlüpfer und einem T-Shirt bekleidet, zu putzen begonnen. Sie bückt sich, wringt den Lappen aus. Dann kommt sie hoch und führt mit beiden Händen den Schrubber am Boden entlang. Ich starre sie an, ihre Schenkel, ihren Hintern. Ich denke an ihre nackten Füße. Vielleicht sind ihre Nägel lackiert. Um besser sehen zu können, erhebe ich mich. Mit dem Ergebnis, dass die Frau mich bemerkt und mir die Zunge herausstreckt. Ich blicke weg. Ich heule. Die

Frau ist noch jung, aber sicher im Alter fortgeschrittener als ich. Ihre dunklen, in der Stirn langen und am Hinterkopf kurzen Haare, sind auf der rechten Hälfte des Kopfes weiß gefärbt. Zu ihrer Vorliebe, leicht bekleidet durch die Wohnung zu laufen, würden eigentlich Vorhänge gut passen. Oder gehört zu dieser Vorliebe die vorhangfreie Wohnung?

Ich nehme meinen Becher vom Tisch, stehe auf und schenke mir einen Kaffee ein. Die Milch ist mir ausgegangen, und so trinke ich ihn schwarz. Der Kaffee ist kalt und bitter. Ich streue Zucker hinein, rühre um, rauche und warte bis es so weit ist, loszugehen.

Nona wird die Jahrtausendwende nicht mitbekommen, nicht das Ende der D-Mark, nicht die offenen Grenzen in Europa, und überhaupt alles. Ihr Auge wird gegessen werden, ihr Ohr, ihr Lachen. Sie wird liegen da unten, abgefressen wie der Dachstuhl im Seitenflügel gegenüber. Und über mir ist sowieso der blanke Mond.

Das Buch, in welchem ich nach dem Aufstehen, während das Kaffeewasser sich erwärmte, etwas gelesen habe, ist plötzlich langweiliger als die Wirklichkeit: „Die Memoiren des Peterhans von Binningen“ von Curt Goetz. Das Buch kam kürzlich mit der Post an. Eike hat es mir kommentarlos zurückgeschickt. Dabei war es doch ein Geschenk gewesen, damals, als er in der Klinik lag nach der Operation. Aber ich will jetzt nicht an Eike denken, den Hochnäsigen. Du bist mir so egal geworden.

Als es Zeit wird zu gehen, packe ich meine Sachen, ziehe Mantel und Schal an, schließe die Tür auf und verlasse die Wohnung. Zweimal drehe ich den Schlüssel um, gehe dann die Treppe runter und werfe im Durchgang zur Straße einen Blick in den Briefkasten, in dem sich nichts weiter befindet als ein Werbezettel von Ikea.

Ich öffne die Haustür und trete auf den Bürgersteig. Zwar scheint die Sonne, aber ein kalter Wind fegt durch die Stra-

ßen. Vorgebeugt, die Hände in den Manteltaschen, laufe ich zum Zeitschriftenladen, um mir Zigaretten zu holen. An den Bäumen zeigt sich noch keinerlei Grün.

Im Laden vor den Zeitungen, schlägt mir eine Zeile ins Gesicht: „Kunststudentin springt lachend in den Tod.“ Die Brille abnehmen, die Augen wischen mit dem Taschentuch. Dann die Zeitung aus dem Ständer nehmen, vom Verkäufer eine Schachtel Overstolz dazu verlangen und bezahlen. Dann Zeitung und Zigaretten in die Manteltasche stecken und auf die Straße treten ohne aufzufallen. Draußen wische ich mir erneut die Augen, putze mir die Nase und zünde mir eine Overstolz an. Dann laufe ich die Hardenbergstraße runter Richtung Steinplatz. Ich gehe langsam. Bis zum Betreten der Hochschule will ich mich beruhigt haben.

Die automatische Glastür der Hochschule schwingt auf und ich betrete das Foyer. In der Pförtnerloge sitzt jener Pförtner, mit welchem Nona immer geflirtet hat. Die Silberlocke mit Goldkettchen sieht mich hasserfüllt an. Nona hat mir einmal erzählt, er mache Geschäfte mit Uhren, Schmuck und Stoffen. Und sie hat bei ihm für ihre Mutter einen Ballen Stoff gekauft.

Am Kaffeeautomaten hole ich mir einen Kaffee.

Die Tür zur Radierwerkstatt steht offen. Mario Sachs sitzt allein an seinem Tisch in der Ecke und telefoniert. Ich setze mich an den Arbeitstisch mit Blick zur Tür, trinke Kaffee, rauche und sehe Mario Sachs von der Seite an, während er versucht, dem Redeschwall seiner Frau zu begegnen. Irgendwann legt er auf, verdreht die Augen und greift nach seinen Zigaretten.

Offensichtlich weiß er von nichts. Ich sage aber nichts. Warte auf Zeppelin.

Mario Sachs blättert im „Neuen Deutschland“. Meine Augen erblicken die grauen Schränke aus Holz mit den Papier-

schubladen. Darüber an der Wand hängen gerahmte Studentendrucke: Alles schwarz-weiß. Ganz egal. Sowas von egal.

Zeppelin kommt herein. Er hat ein paar eingeschweißte Bücher und einige Kupferplatten unterm Arm. Von der Schulter baumelt der komplizierte Fotoapparat, den er regelmäßig an seine Schüler verleiht. Er gibt jedem von uns ein Buch – es ist Band IV seines Grafikwerkverzeichnisses – und stellt die Kamera auf den Tisch: „Die hat sie auch gehabt, hat auf ihrem Platz gelegen.“

„Hast du mit Alexandra gesprochen?“ frage ich

Zeppelin nickt. „Sie sitzt vor ihrem Bild und kann nicht arbeiten.“ Mario Sachs hat mithilfe einer Radiernadel die Folie von seinem Buch entfernt, scheint gar nicht zugehört zu haben, sondern blättert langsam das Buch durch.

„Hat Alexandra sonst noch was erzählt?“

Zeppelin schüttelt den Kopf.

Ich ziehe die Zeitung heraus: „Hast du das gelesen?“

„Ja, hat mir vorhin der Pförtner gezeigt.“

Zeppelin wendet sich an Mario Sachs und sagt: „Mario, du kanntest sie ja auch.“

Von wem die Rede sei, will Mario Sachs aufblickend wissen.

„Die Nona Harms hat sich das Leben genommen“, sagt Zeppelin und sieht erst Mario Sachs und dann mich verwirrt an.

„Was!“ Mario Sachs setzt sich kerzengerade hin. „Die ist doch vor drei Tagen noch hier gewesen, stark geschminkt, hat die „Faust“-Kassetten und den reparierten Kassettenrekorder da für dich abgegeben.“ Er zeigt zum Regal über dem Heizkörper, auf welchem tatsächlich der alte Rekorder von Tante Tine steht. Daneben ein Stapel mit Kassetten, handbeschrieben. Ich erkenne die krakelige Schrift von Tante Tine. Es sind meine „Faust“-Kassetten.

Mario Sachs sieht mich ungläubig an: „Hast du das gewusst?“

„Ja“, gebe ich zu.

„Und du sitzt hier neben mir und sagst kein Wort?“

Ich zucke die Schultern, sage: „Ich konnte nicht. Der Schock.“

Mario Sachs steht auf und öffnet eine Schublade in einem der Papierschranke, zieht ein paar Blätter heraus: „Hier“, sagt er, „die hat sie hier gemacht.“

Es sind die Waldstücke von damals, die mir heute noch manchmal im Traum erscheinen, glühend bis in die Schatten.

Zeppelin nimmt die Blätter entgegen, sieht sie kommentarlos durch und gibt sie Mario Sachs zurück „Daraus lässt sich nichts erkennen.“

„Sie ist schon seit einer Weile nicht mehr zum Arbeiten gekommen“, sagt Mario Sachs. „Sie hat immer mit mir geflirtet.“ Er sieht mich an: „Ich werde die Drucke von Nona rahmen und hier in der Radierwerkstatt eine Gedächtnis-ausstellung machen.“

„Ja, mach das“, entgegnet Zeppelin mit einem Gesichtsausdruck, der nicht besagt, ob er die Idee gut oder schlecht findet. Er steht auf, hängt seine Jacke über einen Stuhl, bindet sich eine Schürze um und beginnt zu arbeiten, indem er die mitgebrachten Kupferplatten mit der Schlagschere in kleinere Platten zerteilt, anschließend mit Stahlwolle und Poliermittel bearbeitet.

Ich bleibe noch eine Weile sitzen und sehe ihm zu. Dann stehe ich auf und ziehe meine Sachen an. „Okay, ich gehe jetzt. Bis dann.“

„Bis dann“, sagt Zeppelin. Sein Buch, den Kassettenrekorder und die „Faust“-Kassetten vergesse ich.